

Vergangenes Jahr bekam ich eine blaue Klappkarte mit eingeflochtenem Herz, im Jahr davor ein Blumenbild im DIN-A 3-Format. Darauf jeweils ein Gedicht, in Schönschrift geschrieben. Meine Söhne hatten sich Mühe gegeben, sicherlich auch deshalb, weil ihre Lehrerin ihnen bei der Arbeit über die Schulter gesehen hatte. Das Gestalten von Muttertags-Grußkarten gehört, neben Blockflötenspiel, Laternenumzug und Adventsbasteln, zum festen Kulturprogramm an vielen deutschen Grundschulen.

Groß ist auch der Fundus an passenden Muttertagsgedichten. Ein besonders typisches geht so:

- 10        *Mutter sein, - das heißt vor allen Dingen  
              verzichten können und Opfer bringen;  
              Sorgen müssen in Stunden und Tagen, □  
              Antwort geben auf tausend Fragen.  
              Mutter sein, - das heißt lieben können □  
              und wie ein Licht für andere brennen,  
              wie eine Flamme sich selber verzehren, □  
              die Not von anderen Türen wehren.*

- 20        Ich bin immer ganz gerührt, wenn ich so etwas lese. Bin das wirklich ich? Die Mütter der Muttertagsgedichte sind wahre Heilige. Ihre Lieblingsbeschäftigung ist das Leiden und Sorgen. Sie kochen jeden Tag warm, haben immer ein Strickzeug im Schoß und eine Packung Wundpflaster in der Kittelschürze, und sie haben keinerlei Ambitionen, die über das Wohlergehen ihrer Familie hinausgehen.

Ich kenne wenige Mütter, auf die diese Beschreibung uneingeschränkt zutrifft, mich selbst eingeschlossen. Dennoch muss es irgendetwas geben, das uns verbindet – uns wirkliche Mütter und die Heiligen der Muttertagsgedichte. Was könnte es anderes sein als die Liebe, die brennende, manchmal auch verzehrende Liebe zu unseren Kindern?

Mutterliebe ist ein erstaunliches Gefühl. Die meisten finden sie selbstverständlich,  
30 aber das ist sie, objektiv betrachtet, nicht. Kinder sind ja nicht grundsätzlich  
liebenswert. Sie sind laut, sie rauben einem den Schlaf, sie versauen Teppiche, erzählen  
zehnmal hintereinander denselben doofen Witz und kosten noch dazu sehr viel Geld.  
Und die Fähigkeit, dies zu ertragen, ist durchaus nicht immer angeboren: Geduld,  
Leidensfähigkeit und Opferbereitschaft sind Eigenschaften, die auch unter Müttern  
ungleich verteilt sind; ich weiß, wovon ich rede.

Woran liegt es, dass wir uns unseren Kindern dennoch, in aller Regel,  
bedingungslos und lebenslang verbunden fühlen? Das wissen nur die Experten. Und die  
sagen: Es liegt an der Natur.

40 Ich habe in den letzten Monaten viel gelesen über die Natur der Mutter-Kind-  
Beziehung. Über das komplexe Zusammenspiel zwischen Genen, Hormonen und  
neuronalen Rezeptoren, das diese Beziehung zur dauerhaftesten und intensivsten  
gemacht hat, die es unter allen Lebewesen auf dieser Welt gibt. So komplex, so  
faszinierend ist dieses in Jahrmillionen entwickelte Zusammenspiel, dass ich finde:  
Darauf, nicht nur auf die Mütter, sollte man Gedichte schreiben und Hymnen singen.  
Und das nicht nur zum Muttertag.

Preisen wir zunächst die Endorphine, deren massenhafte Ausschüttung die  
Schmerzen der Geburt nicht nur lindert, sondern auch wie durch ein Wunder sogleich  
vergessen macht - so dass nichts der Zuwendung zum Neugeborenen im Wege steht.  
50 Lassen wir das Oxytocin hochleben, das die Mutter immer dann mit Wohlgefühl  
überschwemmt, wenn das Baby an ihrer Brust saugt - und so bewirkt, dass sie sich von  
Mal zu Mal stärker zu ihm hingezogen fühlt. Was wären wir ohne Oxytocin, das  
„Kuschel-Hormon“, das bei jeder zärtlichen, intimen Berührung frei wird - und das  
bezeichnenderweise fast nur im Körper von Säugetieren vorkommt? (...)

Die größte Hymne aber gebührt dem Prolactin, einem der ältesten und  
vielseitigsten Hormone überhaupt. Es setzt nicht nur den Milchfluss in Gang, sondern  
ist immer dann im Spiel, wenn Lebewesen sich um ihren Nachwuchs kümmern -

Menschen ebenso wie Murmeltiere, Mäuse oder brütende Enten. Je höher der Ausstoß an Prolactin, desto intensiver der Drang zum Bemuttern, Füttern und Verteidigen des  
60 Nachwuchs - und zwar durchaus nicht nur bei Müttern. Die Existenz des „Eltern-Hormons“ beweist: Wir alle, Frauen wie Männer, tragen in unseren Genen die Bereitschaft und die Fähigkeit, Nachkommen zu lieben und zu umsorgen.

Deshalb hätten auch liebende Väter, treusorgende Paten und hingebungsvolle Pflegeeltern Loblieber verdient...

Doch alle Huldigungen richten sich immer nur an die Mütter. Das hat seinen Grund.

Wenn man Muttertags-Gedichte aufmerksam liest, stellt man fest, dass es sich, bei allem Lob und aller Liebe, stets auch um verkappte Beschwörungen handelt: So, liebste Mütter, sollt ihr sein! Bitte! Es ist, als ob zwischen den Zeilen stets eine leise Angst  
70 mitschwingt: Dass die Liebe der Mütter nicht so allumfassend und bedingungslos sein könnte, wie Kinder sie sich wünschen.

Die Tradition der Beschwörung mütterlicher Liebe reicht Jahrhunderte zurück, und sie hat nicht nur Gedichte und Hymnen hervorgebracht. Generationen von Theologen und Wissenschaftlern haben viele kluge Worte und Überzeugungskraft darauf verwandt, Mütter an die Verantwortung gegenüber ihren Kinder zu erinnern. Das Leitmotiv dieser Mahnungen lautet: Mütter, hört auf die Stimme der Natur! Sonst kommt entsetzliches Unheil über euch und die ganze Welt.

(....)

(Dieses Unheil) ist keine abstrakte Größe. Um 1770 hat etwa Frankreich eine  
80 erschreckend hohe Kindersterblichkeit zu beklagen; mehr als ein Viertel aller Neugeborenen überleben ihr erstes Lebensjahr nicht. Das führen die Ärzte, nicht zu Unrecht, auf eine aus heutiger Sicht bizarre Konvention zurück.

Im Frankreich des späten 18. Jahrhunderts stillt kaum eine Mutter ihre Kinder selbst - in Adelskreisen ebensowenig wie im Kleinbürgertum. Von den 21 000 Kindern, die 1780 in Paris zur Welt kommen, werden 95 Prozent gleich nach der Geburt zu Ammen gegeben. Diese Mütter, die aus materieller Not ihre Milch verkaufen, leben oft

weit entfernt von Paris auf dem Land. Schon auf dem Transport zu ihnen kommen viele Neugeborene um, andere sterben später an Mangelernährung oder Vernachlässigung. Das hindert die meisten Familien nicht, sämtliche ihrer Nachkommen auf diese Weise zu „versorgen“.

Was brachte die Menschen des *ancien régime* dazu, so mit ihren Kindern umzugehen? Wenn die Liebe zum eigenen Nachwuchs ein naturgegebener, unbezwingbarer Instinkt ist, wie der Arzt Gilibert behauptete - wie ist es möglich, ihn so konsequent zu unterdrücken?

Folgen wir zunächst seiner Empfehlung: Betrachten wir die Tiere.

Im Zimmer meiner Kinder hing lange ein Kalender mit anrührenden Mutter-Kind-Szenen aus dem Tierreich. Da gab es eine Entenmutter, die ihre Gössel ausführte, eine Pandabärin, die ihr Junges an sich drückte. Ein Hamsterweibchen beugte sich über sein vollbesetztes Nest, und eine Schimpansin lauste selbstvergessen ihr Neugeborenes. Diese Bilder zeigten, was Wissenschaftler noch bis vor wenigen Jahrzehnten für das einzig typische Mutterverhalten hielten: selbstlose, unermüdliche, bedingungslose Fürsorge für *alle* Nachkommen.

Es waren vor allem Verhaltensforscherinnen, die herausfanden, dass der Mutterinstinkt auch seine blutigen Seiten hat. Sie beobachteten, dass viele Vogelweibchen ungerührt zusehen, wenn eines ihrer Jungen später geschlüpfte Geschwister aus dem Nest schubst oder zu Tode hackt, dass viele weibliche Nager einen Teil ihres Wurfs gleich nach der Geburt verspeisen, dass sogar Pandabärinnen, die meist Zwillinge gebären, in der Regel eines davon sogleich durch Eigenverzehr aus der Welt schaffen. (...)

Auf den ersten Blick erscheint solches Verhalten sinnlos grausam und auch unnatürlich. Und dennoch haben all diese Tiere den Titel „gute Mutter“ verdient. Warum, erklärt die amerikanische Anthropologin Sarah Blaffer Hrdy in ihrem Buch „Mother Nature“, einem Grundsatzwerk, das Darwins Evolutionstheorie um ein entscheidendes Kapitel aus weiblicher Sicht ergänzt.

Blaffer Hrdy hat dazu alles zusammengetragen, was Biologen, Ethnologen, Psychologen und Sozialhistoriker im Laufe der letzten Jahrzehnte über die Mechanismen der Mutter-Kind-Bindung herausgefunden haben – in der Tierwelt ebenso wie bei Menschen. Es gibt, so lautet ihr Fazit, eine Fähigkeit, die alle Mütter verbindet – und zwar die „Heiligen“ ebenso wie die „Monster“. Dies ist die Fähigkeit zum Kalkül. Eine „gute Mutter“, im Sinne der Natur, muss die Energie, die es kostet, Kinder aufzuziehen, gegen die Ressourcen aufrechnen, die ihr zur Verfügung stehen. Und im Zweifelsfall die Zahl ihrer Kinder diesen Ressourcen anpassen. Klar und brutal gesagt heißt das: Die einen umkommen lassen, um das Überleben der anderen zu sichern.

Die Mutter, die sämtliche Nachkommen mit der gleichen bedingungslosen Hingabe versorgt, ist ein schönes Ideal, aber kein Erfolgsmodell der Evolution. Sie riskiert, dass im Extremfall keines ihrer Kinder überlebt, oder dass ihre eigenen Kräfte erschöpft sind, bevor auch nur eines das fortpflanzungsfähige Alter erreicht hat.

(...)

Mutterliebe auf den ersten Blick ist nicht die Regel. Im Gegenteil: Der erste Blick aufs Kind kommt mitunter einem Todesurteil gleich.

Es ist kein Zufall, dass Neugeborene in fast allen Kulturen der Welt als Wesen aus einer Zwischenwelt gelten. Erst ein Übergangsritus, wie die Taufe, macht sie zu „vollwertigen“ Menschen. Diesem Ritus geht häufig eine genaue Inspektion und Kalkulation voraus – durch die Mutter, aber auch durch andere Angehörige. Ist das Kind ohne Fehlbildungen, hat es das richtige Geschlecht, ist es kräftig genug? Reichen die Kräfte der Mutter und die Ressourcen der Familie, um es großzuziehen? Handelt es sich um den lang ersehnten Erstgeborenen oder einen Nachkömmling mit schon jetzt zu vielen Geschwistern?

Fällt das Ergebnis der Überlegungen negativ aus, kann das Kind der anderen Welt ohne viel Aufhebens „zurückgegeben“ werden. (...)

Kindstötungen, ob direkt oder indirekt, sind keine Eigenheit archaischer, exotischer Kulturen. Sie waren auch im abendländischen Europa jahrhundertlang üblich und gesellschaftlich akzeptiert. (...)

Danach sind im christlichen Europa vermutlich mehrere Millionen Kinder durch Aussetzen oder gezieltes Vernachlässigen umgekommen sind - mehr, als die schlimmsten Pestepidemien zusammen an Opfern gefordert haben.

150        Erst Ende des vergangenen Jahrhunderts haben Historiker und Anthropologen begonnen, das Phänomen des gesellschaftlich geduldeten Kindsmords in seinem ganzen erschreckenden Ausmaß zu erkennen. Und die Versuche, es zu erklären, haben selbst unter Fachleuten heftige Diskussionen und Abwehrreaktionen ausgelöst.

Es gibt wissenschaftliche Erkenntnisse, die wehtun. Weil sie bewusst machen, dass unsere eigenen moralischen Ideale nicht universell gültig sind, sondern, im Vergleich der Kulturen, nur eine Minderheitenmeinung darstellen. Weil sie daran erinnern, dass sowohl unser Menschenbild als auch unsere Vorstellungen von Mutterschaft, Kindeswohl und Familienglück relativ neue Erfindungen sind.

160        Sie stammen, genau betrachtet, aus jener Zeit, in der Ärzte, Wissenschaftler und Moralisten begannen, die Natur wiederzuentdecken.

„Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers kommt, alles entartet unter den Händen des Menschen.“ So lautet der erste Satz des Romans „Émile“ von Jean-Jacques Rousseau, der 1762 erscheint und ein völlig neues Bild vom Menschen entwirft. Und zugleich eine neue Wissenschaft begründet: die Pädagogik.

Sie ist das Fundament der Kultur, sagt der Philosoph, von ihr hängen nicht nur Gesundheit und Glück des Einzelnen ab, sondern das Wohl und Wehe des gesamten Staates.

170        Es versteht sich, dass diese vornehme Aufgabe nicht von irgendwem geleistet werden kann. Dazu haben die Vordenker der Aufklärung vor allem eine ausersehen: die Mutter. Sie soll die Erziehung des neuen Menschen von nun an als ihre Lebensaufgabe ansehen. Und zwar als ihre einzige.

Frausein und Mutterschaft sind von nun an unvereinbare Existenzformen: Kinder zu gebären und zu erziehen, erfordert nicht nur den Verzicht auf jedes gesellschaftliche Leben, sondern auch auf die Sexualität. Eine „richtige Familienmutter“, dekretiert Rousseau, „ist keine Dame von Welt, denn sie ist in ihrem Heim kaum weniger eingeschlossen als eine Nonne in ihrem Kloster.“

(...)

180 Mit der Aufklärung verliert die Mutter-Kind-Beziehung ihre Sinnlichkeit, die Muttermilch wandelt sich nun zum „rechtmäßigen Besitz“ des Kindes. Und den Frauen, die ihre Kinder nicht stillen oder lieben, oder, schlimmer noch, gar nicht erst welche bekommen wollen, wird „kriminelles Verhalten“ vorgeworfen. (...)

Die Vehemenz, mit der das Mutterwunschtum der Aufklärung seit mehr als zwei Jahrhunderten immer wieder neu beschworen wird, lässt ahnen, dass längst nicht alle Frauen ihm entsprechen wollten oder konnten. Viele Adelige, aber auch Frauen des gehobenen Bürgertums dachten nicht daran, ihr gesellschaftliches Leben zugunsten der Kinder aufzugeben, und delegierten deren Pflege und Erziehung an bezahltes Personal. Arbeiterinnen und Landfrauen wiederum hatten meist keine Wahl, als außerhalb des Hauses für ihren Lebensunterhalt zu schuften, während ihre Kinder weitgehend sich selbst überlassen blieben.

190 "Was Familie und Erziehung angeht, so neigen wir dazu, die Vergangenheit zu idealisieren", sagt der Berliner Soziologe Hans Bertram. Gerade in der heutigen Familiendebatte werde die traditionelle Hausfrauenehe häufig zur Norm erklärt, weil sie den Kindheitserfahrungen vieler Politiker und Journalisten entspreche. "Die Wenigsten wissen, dass selbst in den 1950er Jahren ungefähr die Hälfte aller Mütter berufstätig war."

Warum wurden solche Lebensmodelle lange nur als Abweichungen von der Norm, aber nie als Alternativen begriffen? Warum haben die Mutterideale der Aufklärung, trotz aller Realitätsferne, bis heute überdauert?

200 Weil sie eben mehr waren als nur Ideale, sagt die Soziologin Elisabeth Beck-Gernsheim. Weil sie von Anfang an konsequent in der Wirklichkeit verankert wurden – in Bildungswesen und Recht, in Erziehungszielen und Gesetzen. Und diese Vorgaben wurden, was entscheidend war, von der Mehrheit der Bevölkerung uneingeschränkt bejaht. Nicht nur

von politischen und geistigen Autoritäten, sondern auch von d Frauen selbst. Sogar denen, die sich als progressiv verstanden. (...)

Die Begeisterung für den neuen, alten Mutter-Mythos vereint so unterschiedliche Gruppen wie grünalternative Frauenrechtlerinnen, konservative Christdemokraten und traditionelle Familienmütter. Und sie prägt, bis heute, jede Diskussion über Frauen- und Familienpolitik. Es ist in Deutschland noch immer kaum möglich, über Kinderbetreuung, Ehegattensplitting oder Vorschulerziehung zu reden, ohne zugleich über Grundsätzliches zu streiten: über "richtige" und "falsche" Lebensentwürfe, über moralische Prioritäten und einen zeitgemäßen Begriff von Weiblichkeit.

210 Zwar vollzieht sich zurzeit, was manche schon als eine "kopernikanische Wende in der Familienpolitik" bezeichnen. Die Bundesfamilienministerin fordert 500 000 neue Krippenplätze – und erfährt, anders als ihre Vorgängerinnen, von vielen Seiten vehemente Unterstützung. Wirtschaftsführer sprechen sich für eine drastische Erhöhung der Frauenerwerbsquote aus, Demographen warnen vor den Folgen anhaltend niedriger Geburtenraten, selbst katholische Kirchenführer fordern Wahlfreiheit bei der Kinderbetreuung. Zum ersten Mal sieht es so aus, als kapituliere die überkommene Mütterideologie vor der modernen Lebenswirklichkeit.

220 Aber die Verteidiger der alten Weltordnung geben sich noch längst nicht geschlagen, und sie berufen sich, wie eh und je, auf eine Autorität, die über jede Tagespolitik erhaben ist: auf die Natur. Heute kommt zwar niemand mehr auf die Idee, Frauen mit Tieren zu vergleichen. Heute berufen sich die Bedenkenträger lieber auf die Wissenschaft. Aber dies tun sie in demselben beschwörenden Tonfall, der schon die Mütter-Appelle früherer Jahrhunderte kennzeichnete: Stets geht es um das Wohl der ganzen Gesellschaft - und um die katastrophalen Folgen "unnatürlichen" Verhaltens. Keine Talkshow über Familienpolitik, in der nicht irgendein Experte alarmierende Studien über die psychischen Spätfolgen von Fremdbetreuung zitierte. (...) Und auf dem Höhepunkt der Krippen- Debatte stürzen sich selbst seriöse Medien, wieder einmal, auf den angeblich endgültig bewiesenen Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Gehirnen – obwohl die jeweils neuesten Publikationen zum Thema sich auf genauso dünne, zweifelhafte Daten stützen, alle vorangegangenen.



230 Die Fürsprecher eines modernen Frauen- und Familienbildes führen dagegen geduldig die längst bekannten Fakten und Argumente ins Feld. Doch nur wenige stellen die naheliegende Frage, auf welche "Natur" sich die Verteidiger traditioneller Mutterschaft eigentlich berufen, welche Erkenntnisse aus Biologie und Anthropologie ihrer Argumentation zugrunde liegen.

Dabei ist diese Nachfrage lohnend.

Denn sie lenkt den Blick auf das, was die Wissenschaft tatsächlich über die Biologie der Eltern-Kind- Beziehungen weiß. Und das ist aufschlussreicher und komplexer, als die meisten Ideologen wahrhaben wollen.

240 Die wichtigste Erkenntnis: Natur ist längst nicht so dogmatisch, wie viele denken. Die Evolution hat im Laufe von Jahrmillionen unzählige Spielarten von Fortpflanzung und Brutpflege hervorgebracht - für jede Gattung, jede ökologische Nische.

(...)

Auch unsere Spezies ist nicht auf ein Familienmodell festgelegt; jede Gesellschaft entwickelt ihre eigenen Strategien, dem Nachwuchs größtmögliche Lebenschancen zu sichern. Das zeigen vor allem Beobachtungen bei jenen Völkern, die bis heute an der überlieferten Lebensweise ihrer Vorfahren festhalten. (...)

250 Wir modernen Frauen des 20. Jahrhunderts haben wieder andere Strategien der Nachwuchs-Fürsorge entwickelt. Es gibt nur eine Regel, der wir ebenso bedingungslos folgen wie Mütter aller Zeiten und Kulturen: Wir wägen den "Gewinn" des Fortpflanzens gegen die Ressourcen ab, die das Aufziehen von Nachwuchs erfordert.

(...)

Schon jetzt zeigen Untersuchungen, dass die Zahl der Kinder mit angeborenen Behinderungen wie etwa dem Down-Syndrom deutlich zurückgeht. Bei einer Umfrage der Universität Münster bekannte mehr als die Hälfte der befragte Schwangeren, bereits die Anlage zur Fettleibigkeit sei ein Grund, abzutreiben.

Man kann das beklagen, kann Frauen, die solche Entscheidungen treffen, Kalthertzigkeit und Egoismus vorwerfen. Aber das würde nicht viel ändern. Denn Mütter, so lautet eine weitere Erkenntnis aus der Natur- und Kulturgeschichte, sind nicht die besseren Menschen.

Keine Frau setzt dem Gemeinwohl zuliebe Kinder in die Welt. Sie tut es, weil sie es als  
260 lohnend empfindet, weil es ihr Auskommen sichert, ihren sozialen Status erhöht oder ihr  
emotionale Befriedigung verschafft.

Oder eben, weil sie nicht anders kann. Ungefähr ein Viertel aller Schwangerschaften  
weltweit, so schätzen Bevölkerungswissenschaftler, kommt unerwünscht zustande.

Ob Frauen Kinder als Lohn oder Last empfinden, hängt nicht nur von ihren eigenen  
Ambitionen ab, sondern vor allem von ihrer Umgebung. Auch diese Erkenntnis gilt für alle  
Gesellschaften und Epochen: Je mehr sich Frauen auf familiäre oder gesellschaftliche  
Netzwerke stützen können, desto größer ist ihre Lust, Mutter zu werden - und desto höher  
sind auch die Überlebenschancen ihrer Kinder. In den meisten afrikanischen Kulturen zum  
Beispiel ist das Töten oder Aussetzen neugeborener Kinder so gut wie unbekannt, und das,  
270 obwohl gerade dort viele Frauen unter widrigsten Umständen niederkommen. Doch selbst in  
bitterer Armut werden sie in der Regel von einem starken Familienverband getragen, der die  
Erziehung von Kindern als Gemeinschaftsaufgabe definiert.

Sollten sich die alternden Gesellschaften Europas in puncto Familienpolitik auf das  
Vorbild Afrika besinnen? Das wäre vielleicht doch zu viel verlangt. Aber zumindest sollten  
sie versuchen, die Arbeit von Müttern auf mehrere Schultern zu verteilen. Dafür plädiert  
beispielsweise auch der Familienforscher Hans Bertram. Denn "eine Gesellschaft, die  
unentgeltliche Fürsorge für Kinder und andere Schutzbedürftige zur reinen  
Privatangelegenheit erklärt, kann auf Dauer nicht funktionieren".